Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur

Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte

Band: 6 (1926-1927)

Heft: 3

Rubrik: Politische Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Möcht' ich auch wohl besser sein Als so mancher andre! Willst du besser sein als wir, Lieber Freund, so wandre!"

Politische Rundschau

Freisinnige Zielgebung.

In der Mai-Nummer Ihrer geschätten Monatsschrift schreiben Sie, daß, um ein überborden der mehr und mehr zur reinen Massen- und Interessens partei ohne wirkliche geistige Zielsetzung heranwachsenden Sozialdemokratie zu verhüten, eine geistige Führung und Zielgebung aus unserem Bürgertum heraus erfolgen müsse. Bor allem, es müsse eine nationale Zielgebung sein. Und in dieser Hinsicht habe die freisinnig-demokratische Partei im letzen Jahrzehnt vielleicht am vollständigsten versagt. — In meinen folgenden Ausführungen möchte ich nun die freisinnige Partei im Auge behalten, zumal Sie ja auch schreiben, daß diese Partei es bisher auch wenig verstanden habe, ihr Programm den neuzeitlichen Forderungen anzupaffen und fich fo wenigstens die geistige Stogfraft gu sichern, die ihr fraft ber in ihren Reihen versammelten bürgerlich-städtischen Intelligenz eigentlich eignen müßte. — Die Kritif ist hart. Doch wird es besser sein, auch eine harte Kritik entgegenzunehmen, als sich einem offenen Worte zu verschließen. Denn es war ja vielleicht gerade ein Fehler verschiedener freisinniger Politifer, daß sie zu wenig auf Rritifen hörten, die im Laufe der Jahre da und dort erschienen und zu einem guten Teile aus einem Ropf und Berg, die es mit der Partei gut meinten. Gewiß, der Politifer und Führer foll nicht auf jedermann hören, seine Richtung, die ihm die richtige scheint, nicht deshalb abandern, weil sie dem und jenem nicht pagt. Sonft tommt er in den politischen Zickzack - Rurs hinein, der oft schlimmer sich auswirkt als ein verfehlter, aber wenigstens gerader Rurs. Aber es sind nun doch mährend der letten zehn Jahre Kritiken ernsthafter Natur, Strösmungen, die eine Art Renovation und Revision der Partei wollten, entstanden, die bei der Leitung der schweizerischen freisinnig-demokratischen Partei bessere Berücksichtigung hätten finden sollen.

Sie rusen, verehrter Herden soller geistigen Führung und Zielgebung aus dem Bürgertum. Die freisinnig-demokratische Partei der Schweiz rekrutiert sich nun ohne Zweisel aus dem Bürgertum. Sie ist eine recht bürgerliche Partei geworden, vielleicht eine zu bürgerliche. Sie dürfte auch bürgerlicher sein als die katholisch-konservative Partei der Schweiz, die in ihrer Zusammensehung und in ihren Zielen nicht diese Bürgerlichkeit ausweist, wie die freisinnig-demokratische Partei der Schweiz kann sich also bei diesem Ruse nicht nebenaus stellen; es geht sie direkt an. Im Folgenden wird also zu untersuchen sein, wie es sich mit der geistigen Führung aus dieser Partei und der Zielgebung verhält. — Ich möchte voranstellen, daß ich darauf verzichte, hier Parteiprogramme zu reproduzieren, weder eidgenössische noch kantonale. Die Parteiprogramme dürsten ja im allgemeinen bekannt sein. Der Schreibende ist überhaupt kein großer Freund von solchen Programmen. Denn sie sind leider nur zu ost eine schöne Fahne, die man heraushängt, dieweil es im Hause drinnen recht öde und leer ist. Gewiß sind Parteiprogramme sürsten sie doch dem Bolk, was man alles machen will, was man sür Absichten hat und auch, was man alles verspricht. Auf viele Leute wirkt eine schöne Fahne stimulierend und wir wissen, daß es ja im Menschengeschlecht noch so ist, daß der eine dem

andern gerne nachläuft. Auf der andern Seite ist zu konstatieren, daß die Parteiprogramme, und wären sie die schönften und idealsten, heutzutage bei vielen Burgern feine Zugfraft mehr haben. Es durfte nicht zu bestreiten sein, daß das Programm der freifinnig-demotratischen Partei der Schweiz an ideellem Gehalt wirklich das schönfte ist. Die Partei will die großen Freiheits= rechte, die seinerzeit besonders dant der Tätigkeit der freisinnigen Partei errungen wurden, bewahren und für sie eintreten und sich besonders für die Volkswohlsahrt einsehen. Sie ist eine Partei der Toleranz, sie will auch die wirtschaftlichen Gegensätze überbrücken und für die soziale Gesetzgebung tätig sein. Warum denn die Erscheinung, daß sich viele Bürger von dieser Partei abgewendet haben? Es ist schwer, diese Frage kurz zu beantworten. Meine Ausführungen, die ein Versuch zu einer Beantwortung sein sollen, wollen nicht Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Man müßte ja auch sast eine ganze Parteigeschichte der letten zehn Jahre oder gar eine fleine Weltgeschichte schreiben. Sie sagen, verehrter Herr Redaftor, es musse vor allem aus dem Burgertum eine nationale Zielgesetzgebung erfolgen und da habe die freisinnige Partei versjagt. Ich erlaube mir, hier einige bescheidene Fragezeichen zu machen. Wir wissen, daß noch mährend der Kriegszeit im Bunde die freisinnige Partei die Mehrheitspartei war und zwar die absolute und das auch in einigen Kantonen. Während der Kriegszeit dürfte es an nationaler Zielgebung nicht gefehlt haben. Unser Bundesrat suchte die Würde und Unverletzlichkeit unseres Landes zu bewahren und das ist ihm wohl gut gelungen. Auch durch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die uns noch mehr bedrohten als politische Zumutungen, konnte er das Land steuern, ohne daß dessen Bolkswirtschaft zusammenbrach oder die Ehre des Landes verloren gegangen wäre. Das war immerhin nationale Zielgebung und auch nationale Tat! Die freisinnig-demokratische Partei will gewiß nicht den Ruhm allein für sich in Anspruch nehmen, so gehandelt zu haben. Aber sie hat durch ihre Organe und besonders durch ihre Vertreter im Bundesrate einen hervorragenden Anteil an dieser Politif. — Als der Nationalrats= proporz eingeführt wurde, schwächte sich die Partei. Aber es wäre wohl auch nicht mehr richtig gewesen, an einem Bahlinftem festzuhalten, wenn die innere Berechtigung zu der äußerlichen Mehrheit nicht mehr vorhanden gewesen wäre. Und das war nun offenbar der Fall geworden. Und warum? Ich vermesse mich, die Antwort so zu geben: weil ein Geist der Zersetzung, der Betonung materieller Forderungen, des materiellen Wohlbefindens, bas an die vorderste Stelle der menschlichen Bünsche gestellt wurde, durch die Lande ging, nicht nur durch das Schweizerland und auch vielleicht deshalb da war, weil die frühere bequemere Lebensmöglichfeit start eingeschränft und der Konfurrengtampf härter geworden war. Da hatten diejenigen Parteien, welche die Erringung wirt = sich aft lich er Borteile möglichst strupellos versprachen, den größten Zulauf. Es ist ja natürlich, daß, wenn nur der Egoismus das Hauptmotiv ist, man borthin geht, wo man hofft, daß diefer Egoismus am ehesten und weitgehendsten borthin geht, wo man hofft, daß dieser Egoismus am ehesten und weitgehendsten befriedigt werde. Der Bauer lief zur Bauernpartei, der Gewerbler zur Gewerbes und Bürgerpartei und gar mancher folgt der roten Fahne. Am wenigsten Absbruch erhielt die katholischskonservative Partei, die durch ihre konfessionellen Bestrebungen zusammengehalten wurde und so klug war, die Fahne der Christlichssozialen herauszuhängen. Es mag nun sein, daß in den Jahren 1917/18 von freisinniger Seite auch Fehler begangen wurden, indem die Partei sich der jungsfreisinnigen Bewegung, die ohne Zweisel von einem starken Idealismus getragen war, zu wenig annahm. Vor mir liegt ein Programm des schweizerischen Jungsfreisinns aus dem Sahre 1918. In den Krundsäken des Sungfreisinns war freisinns aus dem Jahre 1918. In den Grundsätzen des Jungfreisinns war gesagt, daß der schweizerische Jungfreisinn sich als Volkspartei zum Ziele die sortschrittliche Lösung der nationalen Probleme durch Zusammenarbeit aller Sprachstämme und Volksgenossen setze; er arbeite für die staatliche, geistige und wirtschaftliche Unabhängigkeit bes Landes. Er ftehe für die umsichtige Bahrung und Förderung der freisinnigen Weltanschauung und für die Berteidigung ber freien Persönlichkeit ein. Im Mai 1917 erschien vom damaligen Borort ber schweizerischen Jungfreisinnigen aus Aarau ein Aufruf zum Parteitag der freis sinnig-demofratischen Partei, der in Bern stattfand und an dem die Finang-

reform des Bundes zu behandeln war. Ich entnehme diefem Aufruf Folgendes: "Reine Halbheiten vermögen die Milliardenschuld bes Bundes zu tilgen. Darum muß durch eine temporare birefte Bunbesfteuer Blat geschaffen werden im Finanzhaushalt für Werke der Zukunft. Alle sozialen Postulate (Alterssund Invalidenversicherung, eidgenöfsische Hilfskasse), alle Anforderungen in wirts schaftlichen und Bildungsfragen, welche in der nächsten Zukunft der Schweiz den Stempel eines fortschrittlichen Staatswesens aufprägen sollen, haben die Finanzerstarkung des Bundes zur unbedingten Voraussetzung. Die Hochfinanz und die politische Engherzigkeit stehen auf der Gegenseite." Herr Nationalrat Hunziker, Zofingen, hatte zu der Tagung der Schweizerischen Jungfreisinnigen in Baden, die am 28. Januar 1917 dort abgehalten wurde, zur eidgenöffischen Finangreform u. a. folgende Theje aufgestellt: "Die Finangreform im Bunde ist nicht eine Frage des Zentralismus ober Föderalismus, sondern eher eine Frage des politischen, zumal des sozialpolitischen Fortschrittes im Schweizer-Bei andauernder Finangichmäche des Bundes mußten viele sozialpolitische und volkswirtschaftliche Werke nicht nur im Bunde, sondern ebenso= fehr in den Kantonen und Gemeinden Abbruch erleiden." Bare nun nicht eine nationale Zielgebung der Bürgerlichen in der Schaffung einer folchen direkten Bundesfteuer gewesen, die dem Bunde geholfen und ihm auch die Mittel fur eine soziale Arbeit gegeben hatte, welche die Berwirklichung des Berficherungswerkes bald erlaubt hatte? Es mußte nicht fo fommen. Um Parteitag in Bern sprach sich die freisinnige Partei gegen die temporare direkte Bundessteuer aus. Als später Nationalrat Rothenberger eine Motion einbrachte, die beantragte, es seien aus der Kriegsgewinnsteuer 200 Millionen für die Sozial= versicherung zu reservieren, hatte er keinen Erfolg und als seine Initiative kam, die verlangte, daß 250 Millionen vom Bunde aus diefer Steuer für die Zwede der Alters= und Hinterlassenenversicherung reserviert würden, was eine Fort= settung der Kriegssteuer für etwa sechs Jahre bedeutet hatte, da man die Millionen der Kriegsgewinnsteuer nicht mehr hatte, so opponierte auch wieder der Rechtsfreisinn in Berbindung mit den Belschen, Föderalisten und Konser-vativen, und die Initiative wurde verworfen. Und doch wäre die Annahme dieser Initiative, man hätte sich allerdings über gewisse föderalistische Hemmungen wegsetzen mussen, eine nationale Tat gewesen und zwar die Tat des Burgertums, das aus seinem Geldsack wirkliche Opfer für die Sozialversicherung gebracht hätte. Wir wollen die soziale Fürsorge selber treffen und nicht die Geschobenen sein, das hätte darin gelegen und dieser geistige und ethische Gehalt der Tat hätte vielleicht manche Leute vor der Abwanderung zu einer andern Partei bes wahrt. — Wohl ist am 6. Dezember 1925 dann im Prinzip die Alters= und Hinterlassenenversicherung angenommen worden und ist der Ertrag aus der fissfalischen Belastung des Tabaks der Sozialversicherung zu reservieren. Aber was ist das? Bekanntlich sollen die Reineinnahmen des Bundes aus der Bes steuerung gebrannter Waffer bem Sozialversicherungswerke zugeführt werden. Man arbeitet jest an der Revision der Alkoholgesetzgebung, die dem Bunde vermehrte Einnahmen geben foll. Einsichtige Bauernführer erklaren, daß ber Schnaps und Sprit teurer werden follen. Dann nehme auch ber viel zu große Schnapskonsum ab und ber Staat erhalte vermehrte Mittel für die Sozialversicherung. Denn nur mit den jährlichen Erträgnissen ber Tabakzölle komme man nicht weit. Nun muffen wir es aber erleben, daß gewisse Freisinnige icharfe Opposition gegen das von den Bauern so gewünschte Getreideeinfuhr-Monopol machen, obwohl es seit elf Jahren bestanden hat. Sollte das Getreidemonopol fallen, fo wurde die verärgerte Bauerfame fich jedenfalls auch der Revision der Alkoholgesetzgebung widersetzen. Schon jett hält es schwer genug, die Bauern für biefe Revision zu gewinnen. Fällt aber bie Alkoholgesetzgebungs-Revision, so fann man noch lange auf die Millionen des Bundes für die Alters- und hinterlaffenenversicherung marten. - Die Entfachung eines Streites im jetigen Moment, wo die Bauern fich barauf berufen konnen, daß man mit dem Betreideeinfuhr-Monopol feine schlechten Erfahrungen während elf Jahren gemacht hat, über die Frage: Staatsmonopol oder nicht oder Front gegen den Staats= sozialismus, scheint nun wirklich nicht am Plate zu fein. Das wird jest sicherlich nicht verstanden und am allerwenigsten von den Bauern, die für ihre

Existenz und die Erhaltung der Scholle fampfen.

Es muß eine nationale Zielgebung erfolgen, schreiben Sie, verehrter Herr Redaktor. Ich finde diese in der Propagierung des Jdeals der eidgenössischen Verständigung und Solidarität. Ohne Befolgung dieser Ideale sind die genannten Gesetzgebungsarbeiten nicht zu bewältigen. Wir mussen wieder mehr zur Betonung des Ideellen in der Politik fommen. Erft dann werden wir den Schwung befommen, über die egoistischen Widerwärtigkeiten hinwegzufommen!

Robert Scherer, Meggen.

Nachwort der Schriftleitung: Es ist uns eine besondere Freude gewesen, die obigen Aussührungen, die teilweise als Entgegnung auf unsere "Umschau" im Mai-Heft gedacht sind, zum Abdruck zu bringen. Hat eine "Kritit", wie wir sie dort übten, doch erst dann einen Sinn, wenn sie Anlaß zu Widerslegungen und damit vielleicht auch ein wenig zur Selbstbesinnung der Kritissierten gibt. Uns inhaltlich dazu zu äußern, versagen wir uns für diesmal. Es wird in Zukunft nicht an Gelegenheit sehlen, auf das und jenes des Gestagten zurückzukommen.

Bürich, den 29. Mai 1926.

Sans Dehler.

Um unsere Wehrhaftigkeit.

(Im Anschluß an einen Vortrag.)

I.

Tragifche Geftalten.

herr Oberft U. Bille hat am 14. Mai einen vom "Bolfsbund für die Unabhangigkeit der Schweiz", Gruppe Zurich, veranstalteten öffentlichen Bortrag über Militärfragen gehalten. In der freien Diskuffion tamen auch Gegner seines Standpunttes zum Wort. Bemerkenswert schien uns die fehr geschickte Gegenrede des evangelischen Theologieprofessors Brunner, der ein noch nicht abgedroschenes Schlagwort einführte: er bezeichnete den heutigen Offizier als "tragische Gestalt". Seine sprachlich glänzenden Ausführungen stellten den Welt-bürger (gibt es das?) mit seinen ("natürlich") höheren Pflichten dem Staatsbürger mit seinen ("natürlich") kleineren Pflichten gegenüber. Mit andern Worten: auch jeder national gesinnte Staatsbürger ist heute eine tragische Er-Worten: auch seder national gesinnte Staatsbürger ist heute eine tragische Ersscheinung. Wer oder was diese Tragit verursacht — wir bestreiten sie nicht —, das läßt sich unter dem Wort "die neue Zeit" zusammenfassen. Hier wollen wir nicht untersuchen, inwiesern eine "Zeit" neu sein kann. Gewiß haben sich Technik, Verkehr u. dergl. gewaltig geändert, das Wesen der Menschen aber — und darauf kommt es an — scheint uns seit Jahrtausenden nicht nennenswert verwandelt zu sein. Heute noch wie zur Zeit Herasslits des Dunkeln sind Liebe und Haß, Fortpslanzung und Hunger die überall zu Grunde liegenden Triebssedern. Hievon verwochten leider selbst die idealsten Religionen und die weisesten moralischen und philosophischen Systeme, die ergreisendsten künstlerischen Taten die Menschen nie allgemein und länger als vorübergehend abzulenken. Auch sos die Menschen nie allgemein und länger als vorübergehend abzulenken. Auch sogenannte pazifistische Ideen sind aus fast jeder Zeit überliefert — oft untersicheiden sie sich von den modernen nur durch größere Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit, sowie durch geistreiche Fassung. Wenn heute größere Bolks-massen — wenn nicht die Ideen — so doch deren Schlagworte sich zu eigen machen, so darf dies nicht darüber täuschen, daß eine wesentliche Anderung nicht eingetreten ist und bei der Konstanz menschlichen Charakters auch nie ein-treten kann. Haben beispielsweise etwa die Vernichtung Phönizien-Karthagos ober die Zerstörung Jerufalems oder die Bölkerwanderungen, der Kreuzzugs= wahn, die Reformation, die Entdeckung neuer Erdteile, haben die Gegenrefor=

mation oder die Kantische Philosophie oder die französische Revolution, die Nupbarmachung der Elettrizität oder die Ermöglichung des Flugverkehrs in ben jeweilen herbeigeführten "neuen Zeiten" auch wirklich neue Menschen geichaffen? Bir glauben es nicht. Bohl aber besigen weite Rreise evangelischer Theologen wieder einmal recht viel Glauben (an die "Menschheit") und Hoffnung. Schabe, daß diese fich oft lieblos äußern. Manche pazifistische Pfarrherren scheinen von Chriftus nur ein Bort verftanden zu haben: fie fenden in die Belt nicht den Frieden, sondern das Schwert (Matth. 10, 34). Damit kommen wir zu einer weitern tragischen Gestalt ber Neuzeit, die allerdings herr Prof. Brunner nicht erwähnte, zur tragischen Erscheinung des evangelischen Pfarrers. Tragisch ist es gewiß, berufsmäßig Glauben (an Gott), Hoffnung und Liebe lehren zu müssen. Wie schwer ist es, den Glauben zu bewahren trot aller Bibelkritit und aller Auslegungen, im Kampf der unzähligen Sekten, Bibelsforscher, Methodisten, christlichen Wissenschungen, der Monisten und Atheisten. Wie forscher, Methodisten, christlichen Wissenschafter, der Monisten und Atheisten. Wie schwer muß es sein, Hoffnung zu erwecken, wenn der Blick sich allzusehr nur noch auf Erfüllung im Diesseits richtet! Und wie aussichtslos ist es, den von Zweiseln, Scheinwissen, materieller Gier hin= und hergeworsenen Massen von Liebe reden zu wollen. Diese ungeheure Aufgabe aber bildet eben den Lebens= zweck des vielleicht selbst von Unglauben zerrissenen Pfarrers — ein tragisches Los! Weit mehr noch als die Offiziers-Autorität hat die französische Revolution iene des Gottesgelehrten untergraben. Alle Umwälzungen, die letzte russische im besondern, haben die Massen vergottet, für Gott selbst aber im vermeintlich bis auf den letzten Winkel bekannten Weltall immer weniger eine Großvaterecke übrig gehabt. Das Wort vom "Thron und Altar" ist längst zum Gespött gesworden. Viele Theologen sehen ein, daß sie in einer rein materialistischen Zeit nur noch Don Quirotes sein können: tropdem befördern sie die revolutionären, nur noch Don Quigotes fein konnen; tropbem befordern fie die revolutionaren, antimilitaristischen, pazifistischen Stromungen - die alle auf das Untergraben jeder Autorität hinauslaufen. Fit es nicht tragisch, wenn zum Höchsten berufene Leute nicht mehr viel anderes anzufangen wissen als am Ast zu sägen, auf dem fie heute noch sigen? Adolf Fren hat uns das Schidfal eines in ben Tagesftreit hineingeriffenen Pfarrers in "Bernhard Hirzel" geschildert; dieser hochbegabte Mann vertam im Zwiespalt, obwohl er wenigstens anfänglich noch aus religiösen Beweggründen handelte. Ehre und Beil jenen Pfarrern, die sich durch allen Zeitgeift hindurch etwas Positives und Aberliefertes in Chrfurcht bewahren können! Beim katholischen Priester stellt sich das Problem nicht: wenn er zweifelt, ist er nicht eine tragische, sondern eine unmögliche Erscheinung.

Ein Einwand machte uns Einbrud. Auch wir wünschten Abrüftung insofern, als alle übersteigerten technischen Mittel, Gas- und Bazillenfrieg der allgemeinen Berachtung preiszugeben wären. Der Krieg follte Berteibigung, Abwehr, Kampf von Mann zu Mann sein, nicht tudische Massenvertilgung. Diese besitt kein Ethos des Sichwehrens. Jene Auswüchse der Mittel aber stammen nicht aus dem Kopfe von Soldaten; sie sind vielmehr Ausgeburten von Stubenhodern, brotlofen Unilinfabritanten oder gescheiterten Pharmazeuten, von Parteipolitik treibenden Professoren und Berbandssekretaren. Unter ihnen wohnt boktrinarer Sag; echte Solbaten tennen ihn nicht. Es gabe weniger Sag in ber Welt, wenn wir statt der Pazifisten und humanitätsprediger mehr ritterliche Offiziere mit soldatischem Ehrgefühl und soldatischer Pflichttreue besäßen. Als ber spätere General Dufour einst als Offizier in Frankreich Befestigungsarbeiten bei Lyon vorzunehmen hatte, überraschte er eines Tages die royalistisch gesinnten Töchter seiner Wirtsleute dabei, wie sie an seinen Schanzen alle Beilchen (die Blume der Napoleoniden) zertraten; er vergalt Boses mit Gutem, indem er die Lilien ihres Gartens (das Zeichen der Bourbonen) zu schonen befahl. Ahnliche Züge des Selmuts im Kleinen wie im Großen lesen wir von jedem großen Krieger aller Zeiten von Kyros bis Hindenburg. Kampf wird es leider immer geben, solange bas principium individuationis besteht: in anständigen, ritter-lichen Formen wird er aber nur ausgefochten, solange ihn "Militaristen" führen. Beder Kampf der andern, der Nicht-Militaristen, wird Greuel und Bernichtung bedeuten.

II.

Technit und Rriegsführung.

Am 14. Mai hielt Herr Oberst Wille in Zürich, im Auftrag des "Boltssbundes für Unabhängigkeit der Schweiz", einen Bortrag über zeitgemäße Heeressfragen. In der anschließenden Diskussion schilderten die anwesenden Bertreter des Pazisismus die Wirkung der neuzeitigen Technik auf die zukunftige Kriegssführung.

Ich hoffte damals, einer der anwesenden Offiziere würde diesen unsachslichen Darlegungen entgegentreten. Dies geschah leider nicht. Bielleicht ist es mir gestattet, dieses Versäumnis nachzuholen. Ich glaube dies tun zu dürfen, in der Annahme, daß wohl jeder der damals Anwesenden die Monatshefte regelsmäßig liest. Ich nehme auch an, daß die Redaktion jedermann gestatten wird,

mir zu antworten.

Es bezeichnet den Nichtfoldaten, daß er beim Wort "Krieg" gleich an Kampswagen, Flugzeuge, Gase, Kanonen und Maschinengewehre denkt. Er glaubt Erfolg und Mißerfolg von diesen technischen Mitteln abhängig. In milistärischer Hinsicht noch primitivere Leute setzen an Stelle dieser erwähnten Hilfse mittel die numerische Stärke. Bei uns Soldaten tritt aber etwas anderes in den Vordergrund, es sind dies moralische Gewichte. Möchte man da nicht beshaupten, daß der Soldat einen größern Glauben an die Menscheit hat, wenn er den menschlichen Willen höher achtet als die Macht der Technik, als der Pazissisch, der annimmt, daß die Technik den Willen des Menschen zu beherrschen vermag!

Der Laie und vor allem der Pazifist haben sich noch jeder kriegstechnischen Neuerung bemächtigt, um zu zeigen, daß durch sie die Kriegsführung unmögslicher, der Kampf grausamer und der Erfolg aussichtsloser, der ganze Krieg zus

lett überhaupt unmöglich werde.

Nach der Einführung der kleinkalibrigen Repetiergewehre und der Schnellsenergeschütze bewies der russische Staatsrat J. v. Bloch i) mit peinlich genau berechneten Beispielen, daß die Schlacht der Zukunft ohne Entscheidung verlaufen werde. Er bezeichnete den Angriff über die dekungslose Ebene als unmöglich und erklärte den Bajonettangriff für undurchführbar, denn die Gegner kämen wegen der Bucht des Feuers nicht mehr näher aneinander heran als 700 m dis 800 m. Dennoch wurde im Weltkrieg der Angriff über die deckungslose Ebene, wenn auch mit großen Schwierigkeiten, durchgeführt. Und wenn eine Entscheidung fiel, so war es das Bajonett, das sie fällte, vorausgesetzt, daß auch der geschlagene Gegner ernst zu nehmen war. Nebenbei bemerkt zwingt der Pazifist v. Bloch trop seinen versehlten Prophezeiungen jedem Soldaten Hochsachtung ab. Dieser Mann hat sich nicht gescheut, das ganze Kriegswesen durchzuarbeiten, bevor er in die Offentlichkeit trat. Das gleiche dürsen wir von unsern heutigen Pazifisten gewiß nicht behaupten!

Wir alse erinnern uns an die Legenden über die Wirkung der deutschen Belagerungsartillerie, die 1914, als sich die belgischen Forts ergaben, in Umslauf gesetzt wurden. Heute wissen wir, daß in den Lütticher Forts nach ihrer übergabe durchschnittlich noch 3/4 Fernkampspanzertürme und 2/3 Nahkampspanzertürme sich in brauchbarem Zustand befanden. Es war also nicht die Wirkung der Belagerungsartillerie, sondern das Versagen der Truppe, welches

den Ausschlag gab.

Es ist irrig, zu glauben, daß sich mit der Steigerung technischer Rafsisniertheit der Waffen Verluste und Mortalität mehren. Eine Schlacht, wie bei Cannae, wo die Carthager ein halbes Hunderttausend Römer, das ganze feindsliche Heer, binnen sechs Stunden totschlugen, können wir uns heute nicht mehr vorstellen. Diese Verluste waren allein nur mit der blanken Waffe möglich. Bei den neuzeitigen Schußwaffen beträgt die Mortalität 30 %, beim Gas 3 %, die Invalidität bei den Schußwaffen 25 %, beim Gas 12 %. Trozdem behaupten

1) Johann v. Bloch, Der Krieg, 6 Bande, 1899.

²⁾ Jean Fleurier, Une legende, Revue militaire suisse, 1924 und 1925.

unsere Pazifisten immer wieder, der Gastrieg übertreffe alles bisher Dagewesene an Grausamteit!

Dies verrät tiefe Unkenntnis, die zu unverzeihlichem Leichtsinn wird, wenn sogar Tageszeitungen, die "national" zu sein behaupten, den Wehrgedanken unseres Volkes schädigen, indem sie ihrer Leserschaft periodisch von Giftgassareueln erzählen, welche die unmodern gewordene Seeschlange erseben sollten.

greueln erzählen, welche die unmodern gewordene Seeschlange erseten sollten. Immer wieder vernehmen wir die Befürchtung, daß auch die Zivilbevölkerung durch Gase bedroht sei. Wir glauben, daß eine solche Vergasung, wenn sie überhaupt möglich wäre (!), nicht zu vergleichen ist mit der Niedermetelung der Bevölkerung ganzer Städte, wie das im Mittelalter geschah, also in einer Zeit, wo der Krieg im Vergleich zu heute, nach pazisistischer Ansicht, noch eine sehr harmlose Sache war! Die Zivilbevölkerung kann das vergaste Gebiet meiden, der Wolke ausweichen, bei herannahender Gesahr die Stadt verlassen, während der Soldat durch seine Pflicht an den Platz gebunden ist. Im übrigen können sich aber alle beruhigen, denn heute ist es noch unmöglich, eine ganze Stadt zu vergasen und noch einige Zeit wird es so bleiben.3)

Stadt zu vergasen und noch einige Zeit wird es so bleiben.3)
Ich darf wohl daran erinnern, wie mancher Gaskampfstoff mit "bisher ungeahnter Wirkung" schon in den Zeitungen verkündet wurde! Und dann fanden wir in der Fachliteratur die knappe Notiz: "Der Kampfstoff wurde wieder auf-

gegeben, da er sich militärisch als unbrauchbar erwies."

Wir glauben nicht, daß eine Zeitung verlangen darf, geachtet zu werden und als anständig zu gelten, wenn sie auf diese Weise, durch Berbreitung grundsloser Gerüchte, versucht, ihre Zugkraft auf Kosten unseres Wehrwillens zu ershöhen. Wohl niemand wird einer Zeitung verbieten wollen, für den Frieden einzutreten! Wer aber die politischen und militärischen Verhältnisse Europastennt, der wird zugestehen müssen, daß mit einem Abbau unserer Wehrshaftigkeit dem europäischen Frieden nicht gedient ist, noch weniger aber der Sicherheit unseres Landes.

Der General hat noch kurz vor seinem Tod über Kriegslehren geschrieben.4) Der General wußte auch von Kampswagen und Gas. Er widmet diesen Dingen aber kein Wort, anderes schien im wichtiger zu sein. Was er aber über den Einfluß der Technik auf die Kriegsführung zusammenfaßte, können wir nicht genug wiederholen. Wer aber glaubt, daß numerische Stärke und techenische Mittel den Erfolg bestimmen, daß die Kriegstechnik für Manneswillen ein unüberwindbares Hindernis sei, der setzt sich in Verdacht, nicht zu besitzen,

was der General von uns verlangt:

"Der allein entscheidende Faktor ist das zur höchsten Potenz gesteigerte Manneswesen. Die andern Faktoren, bessere Bewaffnung, vollkommenere Ausrüstung mit technischen Mitteln, größere Zahl, geschicktere Formationen und Manöverierkunst, können die Unvollkommenheit des Manneswese fens nie ersetzen und werden erst dann ihre Bedeutung bekommen, wenn vollendetes Manneswese sich ihrer bedient, und der einzig sichere Einfluß, den sie auf Krieg und Kampf haben, ist, daß durch jede neue Bervollkommnung das Manneswessen wesen weiter erhöhte Bedeutung bekommt!"

Walter Höhn, Korp. Schütenkomp. 1/5.

Gine Erinnerung.

Ganz unwahrscheinlich fern liegen uns heute schon die politischen Meisnungsverschiedenheiten in der Schweiz während des Weltfriegs und besonders in seinen ersten Jahren. Trothem wirken die damaligen Auseinandersetzungen in so manchen heutigen Gruppierungen und in vielen Ansichten über politische Zustände und Ereignisse der jetzigen Zeit nach. Die damalige Aufrüttelung der

³⁾ Höhn, Der Gastampf, Allgemeine Schweizerische Militärzeitung, 1925, No. 15.

⁴⁾ General Wille, Kriegslehren, Allgemeine Schweizerische Militärzeitung, 1924, No. 13.

Beifter wird noch lange ihre Folgen haben, vielleicht erst später noch zur

völligen Auswirfung gelangen.

Einer ber bemerkenswertesten Einzelzüge in dieser Auseinandersetung zwischen deutscher und welscher Schweiz bildete die befannte "Kopfflärung", mit der Spitteler dem Deutschschweizer die nötige Distanz vom deutschen Geschick und Erleben beibringen wollte. An ihn knüpfte Paul Seippel an, der den Welschen seinerseits den deutschschweizerischen Standpunkt näher bringen wollte ober eher noch irgend eine Annäherung im beiderseitigen Denken zu erzielen suchte. Seippel machte dabei trotdem aus seinem völligen Eintreten für die französische Sache kein Hehl. Aber sein bloges Bemühen, auch dem Standpunkt bes Deutschschweizers irgendwie gerecht zu werden, trug ihm von den gang frangösisch benkenden Rreisen der welschen Schweiz die bittersten Unfeindungen ein. Seippel galt deshalb in der breitern Offentlichkeit damals und bis heute als der Welschschweizer, der noch das meiste Berftandnis für deutschschweizerische und deutsche Art hatte. Es ist also von einigem Interesse zu sehen, wie dieses Musterbeispiel eines gemäßigten Belichen wirklich bachte. Darüber gibt uns nun nach dem Tode Seippels einer seiner engsten Freunde, der langjährige französische Pfarrer in Zurich William Cuendet, nähern Aufschluß. Es ist ber Mühe wert, aus dem Nachrufe in der "Gazette de Lausanne" (14. April 1926) die betreffenden Außerungen festzuhalten. Gie bilden einen außerst bezeichnenden Beitrag zur Beiftesgeschichte ber Schweiz im Beltfrieg und vor allem zur Renn= zeichnung der Dentweise in der welschen Schweiz. Wir lassen das in diesem Zusammenhang Wesentliche aus dem Aufsatze hier ohne weitere Bemerkungen folgen:

"Es ist wahrlich an der Zeit, daß man mit der unsinnigen Legende, daß Paul Seippel während des Krieges deutschfreundlich oder moralisch neutral gewesen sei, ein Ende macht. Es sei uns hier erlaubt, zu dem schönen Zeugnis, das Georges Wagniere für ihn abgelegt hat, dasjenige eines Mannes hinzuzusügen, der ihn in den letzten 15 Jahren aus der größten Nähe beodachten konnte. Viele derer, die Seippel beleidigende Briefe zuschickten — und das waren nicht alles bedeutungslose Persönlichteiten —, wären heute wenig erbaut, wenn diese Briefe verössentlicht würden und heute nach Jahren Zeugnis für ihr besschränktes Urteil, ihren Mangel an politischem Gesühl oder ihre überreizte Leidenschaft ablegen würden. So z. B. jener junge französisch-schweizerische Schriftsteller, der die französische Presse mit der Denunziation in Aufregung brachte, daß sich Seippel persönlich in Kom sür die Verhinderung des Eintrittes Italiens in den Weltkrieg verwandt habe; er hatte dabei ganz einsach den Verschsche der "Deux Frances" mit dem Prälaten und künstigen österreichischen Ministerpräsibenten verwechselt. Als der französische Konsul in Zürich kam, um ihm die Verleihung der Ehrenlegion mitzuteilen — eine Auszeichnung, deren Annahme er als Prosesson an der Technischen Hochschule verweigerte und auch deswegen, weil er jeden Verdacht der Beeinflussung seiner Meinung verweiden wollte —, da empfand Seippel zugleich eine lebhafte Befriedigung und eine große Bitterkeit. Er mußte ja sestpellen, daß diese ausmerksamen Beodachter, die Frankreich in der Ostschweiz unterhielt, ihm gegenüber viel klarer sahen und gerechter waren als viele seiner welschen Landsleute!

Wenn er auch immer die Meinung seines Freundes Romain Rolland achtete, da er ihre mit Schmerzen bezahlte Aufrichtigkeit kannte, so urteilte er doch häusig sehr scharf über sie und es wäre durchaus irrig, die Haltung der beiden Männer für übereinstimmend zu halten. Weil er ihre Sache für gerecht hielt, weil er Blut in den Adern und ein heißes Herz hatte, nahm die Sympathie Seippels schon 1914 ganz und gar den Weg, der zu den Leuten gleicher Rasse sührtte. Wir wünschten, daß diesenigen, die ihn als stolz über dem ganzen Durchseinander thronend schilderten, ihn wie wir gesehen hätten, wie er von den Höhen des Zürichberges ängstlich dem Donner der Kanonen im Elsaß lauschte. Oder eher noch wie er nach senem denkwürdigen Abend, wo man den Beginn des deutschen Ansturms auf Verdun vernahm, in der Nacht durch die Angst aus seinem Heim getrieben wie ein Kind weinend planlos in den Straßen der Stadt herumirrte."...

Bur politischen Lage.

Böllerbundsarbeit. — Politisches Theater in Deutschland. — Das englische Gegenstüd.

In Genf tagen in fast ununterbrochener Folge die Kommissionen des Bölkerbundes. Ihre Berhandlungen sind etwas so Gewohntes geworden, daß unsere Presse nur noch in Ausnahmefällen von ihnen berichtet. Wenn möglich noch größer ist die Gleichgültigkeit, mit der die große Masse der Zeitungsleser über diese Dinge hinweggeht. Man kann dieser Haltung auch eine gewisse Bestechtigung gar nicht absprechen. Bei dem ganzen großen Auswand kommt doch so verschwindend wenig heraus.

Sehen wir uns doch einmal die Arbeit der beiden Kommissionen etwas näher an, die zum Unterschied von vielen andern eine lebhaftere Beachtung gesunden haben, nämlich der Abrüstungskommission und der Kommission für die Reugestaltung des Bölkerbundsrates. Man hätte diese letztere ebensogut auch Reparationskommission tausen können, denn sie hatte ja die Aufgabe, das Unsglück vom letzten März so gut als möglich wieder zu reparieren. Sie hat darüber zehn Tage lang verhandelt. Bas ist herausgekommen? Es bleibt in der Hauptsache alles beim Alten. Man hat wohl den Weg für die Ausnahme Deutschlands in den Rat etwas geednet. Wenn nun nicht neue Schwierigkeiten auftauchen, wird diese Aufnahme in zweiter vermehrter und verdesserter Auflage im nächsten Serbste wirklich erfolgen können. Man ist aber dem Problem einer dauernden Reugestaltung des Kates um keinen Schritt näher gekommen. Die Größmächte werden selbstverständlich ihre Vorzugsstellung behalten. Hat etwa jemand angenommen, daß sie freiwillig auf wertvolle Vorrechte verzichten würden, etwa wegen der schönen Augen der Heimischen servenle Vorrechte verzichten der dem werden seen der schönen Augen der Händigen katssisse als unmöglich zu erklären. Und Italien ist dann seinerseits helsend beigesprungen; es hat das unbedingte Festhalten an der Einstimmigkeitsklausel verkündet. Kun weiß man Bescheid. Der Kat des Bölkerbundes bleibt wie er ist.

Die weitern Verhandlungen brehten sich in der Hauptsache darum, einige Mittelchen aussindig zu machen, um die durch diese Sachlage tief gekränkten Völkerbundsbrüder diesseits und jenseits des atlantischen Dzeans einigermaßen zu beruhigen. Man unterließ es dabei nicht, auch für den Fall der Widerspenstigkeit gleich die nötigen sanften Druckmittel bereitzustellen nach dem Leitsatz: Und bist du nicht willig, so ... Man will die nichtständigen Ratzsitze um drei vermehren. Damit soll der Ehrgeiz einiger disher undefriedigter Anwärter gestillt werden. Über die Verteilung ist man sich allerdings noch gar nicht einig. Man will jedoch noch einen Schritt weiter gehen und den Inhabern einiger nichtständiger Size die Wiederwahl auz absehdare Zeit hinaus zusichern. Man schafft also damit ständige nichtständige Katzsitze. Dieser neue geniale Gedanke ist wiederum ein Beweis für die undegrenzte Leistungsfähigkeit des Völkerdundes. Er läßt für die Zukunft noch manches erhoffen. Gleichzeitig hat man aber beschlossen, die Amtsdauer der disherigen Katzmitglieder bereits im Herbst abslausen zu lassen. Das ist ein Wink an Spanien und Brasilien. Wenn sie der Aufnahme Deutschlands weiterhin Widerstand leisten, so sollen sien nicht mehr gewählt werden. Man wird sich ja nun bald überzeugen können, wie auf diese verschliedenen Pläne der Kommission in den verschiedenen betroffenen Hauptstädten reagiert wird. Denn einstweilen handelt es sich ja bloß um Vorschläge. Die weitern Beratungen der Kommission selbst und erst recht der künftigen Versammlung können noch manche überraschung bieten.

Hat diese Kommission des Bölkerbundes nun wenigstens für den unmittels baren praktischen Zweck, für die Aufnahme Deutschlands, den Weg etwas gesehnet, so kann von der Abrüstungskommission auch gar kein Fortschritt gesmeldet werden. Es geht aus den Berhandlungen wieder einmal mit übersteugender Klarheit hervor, daß die Großmächte und vor allem Frankreich gar

keine Abrüstung haben wollen. Nein, das wäre doch zu viel gesagt, sie wünschen schon eine Abrüstung, aber immer nur bei den andern. So hat denn Frankreich eines seiner so geschieft ersonnenen Schlagworte in die Bestprechungen hineingeworfen und damit die Verhandlungen gewandt auf ein Seitengeleise abgelenkt. Zeit gewinnen, so lautet die Losung. Es wird denn auch wirklich noch einige Zeit dauern, bis wir von der Abrüstung etwas mehr zu sehen bekommen als schöne Worte. Einstweisen lügen vor allem die Großemächte sich selber und der Welt bloß etwas vor. Für dieses Theater scheint Genf nun ein ausnehmend günstiger Boden zu sein. Hoffentlich bleibt aber auf die Dauer die richtige Würdigung auch nicht aus.

. * *

An das Theater erinnert einem auch all das, was in den letzten Wochen aus Deutschland gemeldet worden ist. Oder wie soll man denn den Streit um die Flaggenfrage und die letzte Regierungsumbildung anders bezeichnen? Man mache sich doch einmal folgendes klar: Das Reichskabinett hat einstimmig die berühmte Berordnung über die Flagge der deutschen Bertretungen im Ausland gedilligt. In diesem Kadinett sitzen verschiedene hervorragende Vertreter des Zentrums und der Demokraten. Kaum wird die Sache bekannt, so ergreist aber die republikanischen Parteien ein gewaltiger Jorn. Ein allgemeiner Sturm auf die Regierung entsteht, an dem Zentrum und Demokraten fröhlich teilnehmen. Die Regierung tritt zurück. Nach wenigen Tagen ist sie wieder unverändert da, nur ohne den Kanzler Luther. An seine Stelle tritt Herr Marz, der mit seinen andern Kollegen die Politik Luthers gebilligt hatte. Der ganze Sturm war also nichts anderes, als ein geschicktes Manöver, um den Kanzler wegzubringen. Ein sachlicher Grund war dazu nicht vorhanden. Die Flaggenfrage wird im Ausland wohl niemand als solchen anerkennen. Im übrigen hatte Luther gerade in der äußern Politik einen unbestreitbaren Ersolg erzielt. Er hatte auf der einen Seite durch den Abschluß des Bertrags mit Rußland die Besürchtungen widerlegt, daß seine mit Locarno eingeschlagene Richtung unsehlbar zu einem Bruche mit den Bolschewisten sühren milse. Er hatte auf der einen Seite durch den Abschluß des Vertrags mit Rußland die Besürchtungen widerlegt, daß seine mit Locarno eingeschlagene Richtung unsehlbar zu einem Bruche mit den Bolschewisten sühren milse. Er hatte auf der andern Seite doch mit dem Abschluß des Luftsahrtabkommens einen greisbaren Borteil seiner Locarnopolitik einheimsen können. Dazu war es Luther ferner gelungen, in der schweren Wirtschaftskrise wenigstens eine gewisser Politikerne gelungen, in der schweren Wirtschaftsahrise wenigkens eine gewisser vor ein der Kenterweisen des Reichstags zu suchen.

Eine Komödie, aber durchaus keine gute, war auch der von der preußischen politischen Polizei auf Bunsch ins Leben gerusene "Rechtsputsch". Man erinnere sich doch einmal an die alarmierenden Nachrichten, die am Freitag nach Aufsahrt in wahren Massen von dem Pressedienst des preußischen Innenministers Severing, von der deutschen Linkspresse und von den Berliner Berichterstattern unserer größern Zeitungen über uns ausgeschüttet wurden. Haussuchungen großen Maßstades in Berlin und im Industriegebiet, das Verschwinden sührender Leute der Rechten, Verhaftungen, Wassensuchen da gemeldet. Ein genauer Plan zu einem neuen Putsche sei aufgedeckt worden. Die dafür ausersehenen Personen wurden genannt. Und heute, was ist von allem übrig geblieben? Bei den Haussuchungen wurde sozusagen nichts gefunden. Die Verhaftungen konnten nicht aufrecht erhalten werden oder waren überhaupt ersunden. Die angeblich verschwundenen Rechtsleute waren alle in Verlin. Die Wassenschen beschränkten sich auf zwei Gewehre und einige bei einer übung der Reichswehr verlorene Handgranaten. Die ganze Aktion der Polizei war also nichts als ein gar nicht ungeschickt eingesädeltes Manöver des sozialdemoskratischen Polizeigewaltigen in Preußen. Es sollte die Handhabe bieten, um einigen der verhaßten Rechtsverbände an den Kragen zu gehen. Das ist auch erreicht worden. Vielleicht sollte es auch den Ausgang der Regierungskrise beeinflussen. Bie weit das gelungen ist, kann nur ein Eingeweihter wissen.

ernigen der verhaßten Rechtsvervande an den Kragen zu gegen. Das ist auch erreicht worden. Vielleicht sollte es auch den Ausgang der Regierungskrise beseinflussen. Wie weit das gelungen ist, kann nur ein Eingeweihter wissen. Man kann diese Dinge lächerlich sinden; man wird aber doch das Borsgehen der Polizei für recht merkwürdig halten. Schon am Tage nach der Aktion standen in den Zeitungen der Linken einzelne Briefe im Wortlaut zu

lesen, die man bei dieser Gelegenheit erwischt hatte. Dagegen wäre ja nichts einzuwenden, wenn diese Schriftstücke des Herrn Claß irgendwelche staatsgefährliche Pläne enthalten hätten. Das war aber durchaus nicht der Fall. Sie paßten einsach der Linkspresse in ihren Kram. Dabei soll gar nicht gesleugnet werden, daß die Kaiserbriese des Herrn Claß eine sehr merkwürdige politische Auffassung verraten. Aber soll aus dieser alleruntertänigsten Ergebensheit wohl für die deutsche Republik irgendwelche Gefahr entstehen? Das wird niemand behaupten wollen. Ihre Veröffentlichung vor irgend einem gerichtslichen Versahren war allein dem Agitationsbedürfnis zuzuschreiben. Daß sich die staatliche Polizei zu solchen Parteimanövern hergeben muß, ist doch eine recht bemühende Erscheinung. Es ist weit gekommen mit dem altberühmten preußischen Beamtentum.

Die politischen Schiebungen in Deutschland sind weiter bezeichnend für die immer noch so zersahrene Gesamtlage des Reichs. Solange die Macht im Staate bei einem Reichstag ruht, in dem wenigstens neun Parteien etwas zu sagen haben, wird es keine Stetigkeit geben können. In dem beständigen Instriguenspiel dieser verschiedenen Gruppen und dazu noch einmal der verschiedenen Flügel innerhalb jeder einzelnen Partei kann es keine Sicherheit für eine Rezierung und deshalb auch keine Richtlinie in der innern und der äußern Politik geben.

* *

Das Gegenbeispiel liefert heute England. Gestützt auf eine wuchtige Mehrsheit im Parlament kann die konservative Regierung unbekümmert ihren Weg gehen und ihre Politik auf lange Sicht betreiben. Es ist nicht zu bestreiten, daß die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten gewaltig sind. Im Stammland herrscht eine wirtschaftliche Arise schwerster Art. In dem ungeheuren Außensbesitz hat fast jeder einzelne Teil politische und wirtschaftliche Nöte, bei denen die Londoner Machthaber eingreisen müssen. Sie tun es auch und zwar überalt mit dem Bestreben, ganze Arbeit zu machen, Dauerlösungen zu sinden. Dabei kommt es gar nicht darauf an, daß am einen Ort durch scheinbares Nachsgeben eine Frist erreicht wird, dis die Hände durch die Lösung einer andern

mit dem Bestreben, ganze Arbeit zu machen, Dauerlösungen zu finden. Dabei kommt es gar nicht darauf an, daß am einen Ort durch scheinbares Nachzgeben eine Frist erreicht wird, bis die Hände durch die Lösung einer andern Schwierigkeit frei geworden sind, um energisch zugreisen zu können.

Gerade die letzten Bochen haben uns dasür wieder Beispiele gebracht, sowhl in England selbst wie im überseischen Besig. Ich verweise einmal auf den Kohlenstreit. Seit Jahren spist sich im englischen Kohlenbergbau die Lage zwischen Arbeitern und Arbeitgebern immer mehr zu. Im setzten Hugenblick verweisen. Am seinen offenen Außbruch des Kampses im setzten Augenblick verwieden. Sie hat dasür große finanzielle Opfer gebracht. Damals war eben die kohlenverbrauchende Jahreszeit im Anzug, die den Arbeitern eine gewichtige Unterstützung gewährt hätte. Ein Kohlenstreit im Binter hätte das ganze Land aufs schwerste treffen müssen. So hat die Regierung denn bis zum Frühjahr Millionen und Millionen zugeschossen. Dann sieß sie der Austragung des Streites freien Lauf, nachdem alle Vordereitungen getroffen worden waren. Ihr Borgehen hat sich bewährt. Der entstehende Landesstreit ist kläglich zussambengehen der Kamps im Kohlenbergbau freilich ist noch nicht zu Ende. Das Land leidet wirtschaftlich schwer. Aber diese Auseinandersexung war wohl nicht zu vermeiden. Sie ist jedenfalls die Vordedingung sür eine vermittelnde Lösung, die einstweisen noch beiden Parteien unannehmbar erscheint. Man denke sich aber einmal in die Lage Englands hinein, wenn diese gewaltige Krastsprobe in einem Augenblick schwerer außenpolitischer Spannungen ausgebrochen wäre! Man wird dann die Kegierungspolitik zu würdigen wissen

Gleichzeitig macht die englische Politik im nahen Drient wieder einen entscheidenden Schritt vorwärts. Sie nähert sich dem Abschluß in der Mossulfrage. Nachdem sie sich durch den willigen Bölkerbund das streitige Gebiet hat zusprechen lassen, blieb noch die Einigung mit dem Gegner übrig. Die Türken zeigten aber dazu recht wenig Bereitwilligkeit. Es paßte ihnen einstweilen offensbar besser, sich alle Wege offen zu halten. Da griff England zum Druck. Es wurde den Türken vor Augen geführt, was ein Zusammengehen Englands mit

Italien und Griechenland für sie bedeuten würde. Dazu konnten die überall bekannten italienischen Ausdehnungsgelüste ja gut genug verwendet werden. Und jett scheint ein Bertrag mit der Türkei, die sich bereits auf alle Möglichkeiten vorbereitet hat, vor dem Abschluß zu stehen. England wird dabei weder finanzielle Opfer noch andere Zugeständnisse vermeiden können. Aber sein Ziel wird es doch erreichen: Die einstweilige Sicherung seines neuen mesopotamischen Besities.

All das widelt sich mit der gleichen eindrucksvollen Planmäßigkeit und

Rube ab. Bon Theater fann man ba nicht fprechen.

Marau, den 31. Mai 1926.

heftor Ummann.

Rultur- und Zeitfragen

Jakob Schaffners dichterisches Wesen und Werk.

Jakob Schaffner, der fürzlich seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert und babei von manchen Seiten die verdiente Beachtung und Burbigung empfangen hat, ist unbestritten das stärkste, entwicklungsreichste und eigenartigfte Talent bes gegenwärtigen schweizerischen Schrifttums. Wer ohne literarhistorische oder fünst= lerische Vorurteile die vielversprechende und ungeahnte Entwicklung, die Jakob Schaffners dichterisches Befen und Bert, besonders auch in den letten Jahren feiner vollen Reife und vielseitigen Entfaltung, aufweift, tennen gelernt und aufmerksam verfolgt hat, der wird den überzeugenden Gindruck, daß wir seit Gott-fried Rellers Tagen keine poetische Persönlichkeit von solcher Lebensfülle, köst= licher Fronie und tiefer Berinnerlichung des fünstlerischen Gestaltens unser eigen nannten, nicht von der hand weisen können und wollen. Wie ganz erstaunlich reich und vielgestaltig ist doch diese "Fülle der Gesichte", die Jakob Schaffners echtes Menschentum und seine dichterische Welt erfüllen und sie in seltsam kostbarem Spiegelbilde wiederstrahlen und in buntem Wechsel leiden= und freuden= voller Geftalten offenbaren! Bas find bas für fraftvolle und wo immer in Beimat, Sitte und Rulturgrund fie auch verwurzelt fein mögen, bodenftandige und ursprünglichstes Leben atmende Menschen, die da als Fleisch und Blut, Sinn und Empfindung unseres eigensten, gegenwärtigen Dafeins, als typische Beugen unseres jetigen, selig-unseligen Beschlechts von Schaffners icharf umreigender und boch fo liebevoll ichildernder ichopferischer Meifterhand vor uns hingezaubert werden; eine Welt der Dichtung und doch so unendlich mahr, in Lust und Schmerz fo treu und wirklich geartet wie bas Leben felbst, aus dem fie hervorgegangen und in das fie mit unverkennbarer ernster Sicherheit und lächelnder Gute wieder zurudgeboren und mitten hineingestellt find!

Als der damals noch jugendliche Autor — der übrigens auch heute nicht weniger helläugig und lebenskräftig beobachtet und wirkt — seiner Heimat die ersten literarischen Spenden mit den beiden Romanen "Frfahrten" (1905; jeht "Die Frfahrten des Jonathan Bregger" betitelt, seit 1912) und "Konrad Pilater" (1910) und den zwei Novellensammlungen "Die Laterne" (1907) und "Die goldene Frahe" (1912) bot, da lauschte schon da und dort ein sachkundiges oder ahnungsvolles Ohr etwas eifriger als gewöhnlich auf und vernahm zu seiner nicht geringen Freude und Hoffnung darin schon jenen eigenartig emporklingenden persönlichen Ton, jenen langentbehrten besonderen Klang, wie er das glanzvolle Erbteil eines wohlverstandenen "Trieumphes der Empfindsamkeit" ist, den Schaffner, wenn auch in neuzeitlicherem und start ausgeprägt individuellem Sinne schon frühzeitig mit Dichtungsmeistern wie Keller, Kaabe und neuerdings auch Fontane nicht zum Schaben seiner Schöpfungen teilt. Die genannten Novellenbücher enthalten die trefslichen, heisteren "Erobschmiede", aber auch jene unheimlich zwingenden, düsteren und bes